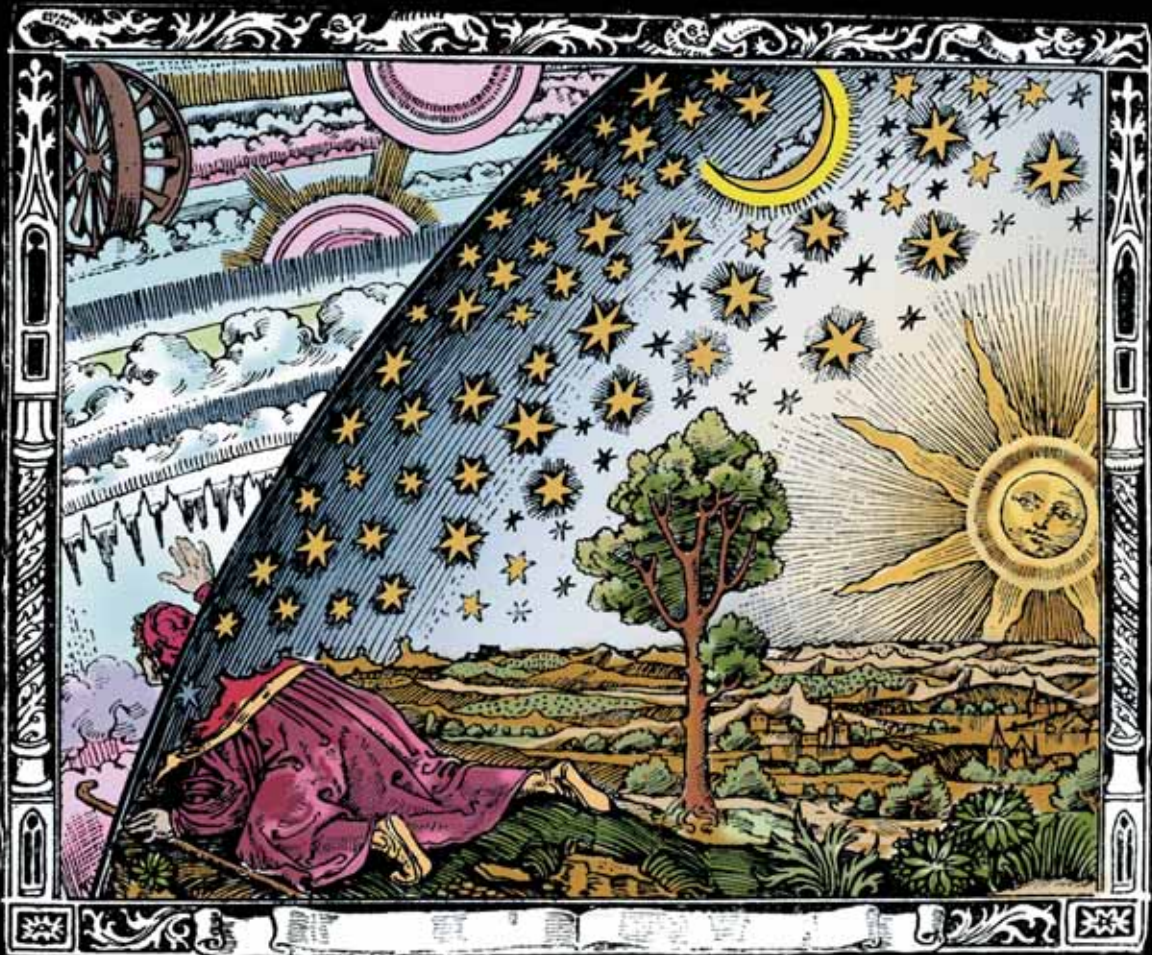


paternoster

Die Zeitschrift der Emmaus-Ölberg-Gemeinde

www.emmaus.de

13. Jahrgang Nr. 1, 2009



Die Welt entdecken



Michael Broch

**Rückschau:
Das Wort zum Sonntag vom 27. Juni 2009,
gesprochen von Michael Broch**

Naturwissenschaft und Glaube – Bloß kein neuer Streit!

Wenn ich manchmal im Sommer nachts auf dem Balkon sitze, kommt es vor, dass ich in den Sternenhimmel schaue – und staune. Über die unendliche Weite des Universums. Unvorstellbar. Gewaltig. Schön. Und wer bin ich in diesem Kosmos, frag ich mich dann.

Bin ich ein Produkt des Zufalls oder bin ich gewollt? Ist alles irgendwie willkürlich oder gibt es eine innere Ordnung? Steht Gott hinter allem, was ist? Jahrhundertlang gab es heftige Auseinandersetzungen zwischen Kirche und Naturwissenschaft, wo nach und nach Bilder aus der Bibel wissenschaftlich in Frage gestellt oder auf den Kopf gestellt wurden. In einem so langen wie mühsamen Prozess haben sich Kirche und Naturwissenschaft verständigt, dass sie unterschiedlichen Fragen nachgehen. Dass sie sich gar nicht streiten müssen! Der Naturwissenschaft geht es darum zu erforschen und zu beschreiben, wie sich alles entwickelt hat. Und dem Glauben geht es darum, nach dem Sinn von allem zu fragen, was ist. Fragen, auf die die Naturwissenschaft keine Antwort geben kann und auch nicht will.

Deshalb gibt es zwischen beiden eigentlich kein ernstzunehmendes Streitthema mehr. Doch auf einmal ist es wieder zum Thema geworden: in Schulen und Volkshochschulen, in kirchlichen Veranstaltungen. Kaum eine Zeitung, die nicht Artikelserien über Naturwissenschaft und Glaube veröffentlicht. Warum auf einmal diese Aufregung? Zum einen ist in diesem Jahr der 200. Geburtstag von Charles Darwin. Er hat die Evolutionslehre begründet. Sie besagt: Alle heutigen Lebewesen – also auch der Mensch – haben sich aus früheren Formen entwickelt. Und dann sind da die sogenannten "Kreationisten". Sie nehmen die Bibel wortwörtlich und wollen mit ihr wissenschaftliche Fragen beantworten. Sie sagen zum Beispiel, dass Gott den Menschen direkt und in einem Akt vor einigen tausend Jahren "kreiert", also erschaffen hat – daher auch ihr Name. Und wer daran zweifelt wird verdächtigt, gottlos zu sein.

Das kann und will ich nicht nachvollziehen. Als Christ staune ich über das, was die Naturwissenschaft dazu beiträgt, unsere Welt zu erschließen. In den kleinsten und in den größten Zusammenhängen, sei es die Kernphysik oder die Erforschung des Universums. Und da dürfen wir noch auf viele Entdeckungen gespannt sein. Für mich gilt: Was der von Gott gegebene Verstand klar erkennt, kann ich religiös nicht ablehnen. Und in der Schöpfung sehe ich eine Art "innere Dimension", sehe sie als Antriebskraft aller Entwicklungen von Mensch und Natur. Den Naturwissenschaften sei Dank, dass wir ganz anders und neu über Schöpfung und Glaube sprechen können. Das heißt für mich auch: Die naturwissenschaftlichen Erkenntnisse gefährden nicht den Glauben, sie machen den Schöpfer-Gott größer und herrlicher, als ihn viele bisher gesehen haben. Denn ich glaube, dass die riesige Veranstaltung des Weltalls und darin Mutter Erde, wir Menschen und unsere Mitgeschöpfe in Gott ihren Ursprung haben und in ihm ihr Ziel finden werden.

INHALT

Das Wort zum Sonntag Michael Broch	2
Editorial	3
Wolf Krötke Themenpredigt: Nichts als Stückwerk?	4
Jens Schröter Das Kreuz – Torheit oder Gotteskraft?	7
Christoph Schuppan Wer glaubt, weiß mehr	9
Matthias Eckardt Petrus oder Kachelmann	11
Mittelseite Kinder-wollen-wissen-Woche	12
Jörg Machel Istanbul, du Schöne	14
Christopher Zarnow Vom Kreationismus zum Gotteswahn	19
KinderNoster	22
Jörg Machel „Körperwelten“ – und sonst nichts? Impressum	23
Infonetzwirk – Emmaus	24

Aktuelle Termine

sind nicht hier abgedruckt, sondern im „Emmaus-Ölberg-Kalender“, der monatlich erscheint. Sie erhalten ihn in der Gemeinde oder über das Internet.



Liebe Leserin und lieber Leser!

Wenn ich auflisten sollte, was mein Leben schön macht, dann stünde ganz oben die Liebe und das gemeinsame Feiern; doch dann könnte schon das Motto dieser Ausgabe des paternoster kommen:

„Die Welt entdecken!“

Ja, es ist eine Lust, die Welt zu entdecken, vom ersten Lebenstag an. Gegenstände zu betasten, zu schmecken, zu riechen, Zusammenhänge zu erkennen und Ereignisse auszulösen macht einfach Spaß. In diesem Heft geht es um das Forschen und um das Reisen. Die Kinder-wollen-wissen-Woche in unserer Emmaus-Kirche gab uns die Anregung, Beiträge zu sammeln, die sich mit dem Verhältnis von Glaube und Wissen beschäftigen. Theologen schreiben über die Sehnsucht des Menschen, Gott zu erkennen, und über die Unmöglichkeit, Gott zu beweisen. Ein Meteorologe führt uns in die Geschichte der Wetterbeobachtung ein und zeigt die Bedeutung der Klimaforschung für die Zukunft unseres Planeten auf. Fünf Impressionen von einer Reise nach Istanbul beleuchten die zweite Dimension des Entdeckens, bei dem das Gewusste mit dem Gefundenen zu neuer Erkenntnis führt.

Viel Spaß beim Entdecken Ihrer Welt
wünscht Ihnen Pfarrer Jörg Machel

Nichts als Stückwerk?

Predigt über 1. Korinther 13,9-12, gehalten in der Emmaus-Kirche am 14. Juni 2009

Wolf Krötke / Was der Apostel Paulus zum Thema „Glaube und Wissen“ beizutragen hat, steht im Ersten Korintherbrief im 13. Kapitel am Ende seines berühmten Hohen Liedes der Liebe. Es heißt dort:

Denn unser Erkennen ist Stückwerk und unser Reden aus Eingebung ist Bruchstück. Wenn aber das Vollkommene kommt, dann wird das Stückwerk vergehen. Als ich ein Kind war, redete ich wie ein Kind, dachte ich wie ein Kind, urteilte ich wie ein Kind. Als ich ein Mann geworden war, tat ich das Kindliche ab. Denn jetzt sehen wir in einem Spiegel und sehen immer nur Rätselhaftes. Dann aber sehen wir von Angesicht zu Angesicht. Jetzt erkenne ich stückweise. Dann aber werde ich erkennen, wie ich erkannt bin.

Liebe Gemeinde,

„Glaube und Bruchstück“ oder auch „Glaube und Rumrätseln“ müsste unser Thema „Glaube und Wissen“ wohl heißen, wenn es nach dem Apostel Paulus ginge. Denn so lautet tatsächlich sein Beitrag zur Frage, wie der Glaube das Wissen beurteilt, das wir uns durch unsere Erkenntnis erwerben. Es ist letztlich ein Scherbenhaufen. Das aber klingt für Leute, die sich um Erkenntnis und Wissen mühen, regelrecht beleidigend und arrogant.

Wieso soll unsere Erkenntnis z. B. der Naturgesetze bloß „Bruchstück“ sein? Hier passt doch Alles mathematisch, physikalisch und chemisch als Ganzes wunderbar zusammen, so dass wir wissen können, wie unsere Erdenwelt funktioniert. Warum soll nur „Stückwerk“ sein, was uns die wissenschaftliche Forschung der neueren Zeit für unsere Gesundheit, für unser Wohlbefin-

den in einem mit viel Technik leicht gemachten Leben beschert hat?

Paulus (so können wir ihn vielleicht entschuldigen) hatte eben von alle dem keine Ahnung, was wir heute wissen. Ihm fehlte die Erfahrung, wie grundlegend unser Erkennen und damit unser Wissen unterdessen die ganze Welt verändert hat. Der würde doch aus dem Staunen über unsere Perfektheit bestimmt nicht rauskommen, wenn er – um von allem anderem zu schweigen – einmal in einem Flugzeug oder in einem Auto säße und mit der Berliner U-Bahn nach Kreuzberg fahren würde. Dann würde er bestimmt statt vom Stückwerk vom Wunderwerk unserer Erkenntnis, vom goldenen, vollkommenen Schatz unseres Wissen reden. Würde er?

Damals hat er den Leuten, die sich ihrer perfekten Erkenntnisse rühmten – und die waren ja auch nicht ohne, in Mathe waren sie damals schon Spitze – also diesen Leuten hat er geantwortet: Als ich ein Kind war, redete ich wie ein Kind und hatte (so wie ich eben mit dem Sparwitz von Paulus in der U-Bahn) kindische Anschläge (hat Luther übersetzt). Und so redet auch ihr jetzt (stellen wir uns vor, dass er zu uns weiter redet), wenn ihr euch gekränkt fühlt, dass ich Euer

Wissen nicht für das Ganze ansehen kann, um das es in unserem Leben geht. Ihr redet wie die Kinder, die noch keine Erfahrungen damit haben, das Ganze und die Teile ins rechte Lot zu bringen.

Doch mit dieser Antwort holt er sich unter Garantie die Kritikerinnen und Kritiker von einer anderen Seite

auf den Hals. Was hat er denn gegen die Kinder? werden sie fragen. Hat nicht (wie wir vorhin gehört haben) selbst Jesus gesagt, dass ihnen das Himmelreich gehört? Denn für die Kinder stellt sich die Welt, die sie erkennen, in der Tat als ein staunenswertes Ganzes dar. Ihre Augen sind so groß wie ein weites Menschenmeer und in dem kombiniert sich Kleines und Großes, Bekanntes und Fremdes zu der einen Welt zusammen, der sie vertrauen können. Kleine Kinder können nicht mit Bruchstücken leben. Das würde sie in Angst und Schrecken versetzen. Wir lassen ihnen darum die Freiheit, sich ihre Welt zusammen zu reimen, die ohne wunderbare Zusammenfügungen, ohne Märchen, Geheimnisse und überraschende Lösungen nicht sein kann.

Kinder sind eben die geborenen Spezialisten dafür, mit ganz Neuem auf vertrauten Fuß zu kommen, selbst mit dem Gottesreich. Darum hat Jesus sie geherzt und gesegnet und nicht die, die sie fortscheuchen wollten. Ob Paulus dieses Kernstück des Evangeliums kannte, als er mit seinem eigenen Kindsein so scharf ins Gericht ging? „Da ich ein Mann ge-

worden war, tat ich ab, was kindlich war“, sagt er jedenfalls harsch und in offenkundigem Gegensatz zu Jesus, der uns die Kinder zum Vorbild hinstellt.

Mann-werden heißt demnach wohl: die heile Welt bricht auseinander. Mann-werden ist deshalb deprimierend. Das können wir ganz nüchtern ohne alles männlich-weibliche Kampfgedröhn sagen. Denn Frau-werden ist es auch. Es ist schlicht menschlich, dass sich mit unserem Abschied aus der Kinderwelt die

Bruchstücke in unserem Leben häufen, die nirgendwo mehr so richtig hinpassen. Was könnten wir Alle von vertanen Möglichkeiten, von zu Tode gekommenen Beziehungen, von ungelösten Fragen auf unserem Lebenswege erzählen!

Wie bescheiden und fast paulinisch ist die sogenannte Postmoderne geworden, die den Mythos der Allzuständigkeit und Allmacht unseres Wissens hinter sich lässt. Die Wahrheit ist doch: je mehr wir von der Natur, von unserem Dasein auf dieser Erde und vom Funktionieren der Technik wissen, um so rätselhafter wird uns, was Wirklichsein eigentlich bedeutet. Gewisse Dinge verstehe ich nicht mehr, wenn ich sie begriffen habe – hat Heinrich Waggerl gesagt.

Zu diesen gewissen Dingen gehören vor allen Dingen wir selbst. Wozu nur gewinnen wir all unser Wissen? Um uns hier eine zeitlang auf dem er-

höhen Niveau von Kühlschranks und Autobenutzern durchzufuttern? Es kann so scheinen, wenn wir in der U-Bahn nach Hause fahren und unsere Nachbarinnen und Nachbarn an ihren Handys fummeln sehen. Wenigstens eine Nachricht, die wichtig ist, wichtig für sie, begehren sie unermüdlich zu empfangen. Aber sie kommt nicht. Da schalten sie dann um auf das, was die Services an Wissen zu bieten haben: Informationen über das Liebesleben von Hohlköpfen unserer Gattung, über die erstaunlichen Aktivitäten der Bohrwürmer oder Erdmäuse, und über sonst was.

Bruchstücke als Betäubungsspillen?

Das schier endlose Sammelsurium des Internet erinnert jedenfalls deutlich an den Spiegel, von dem Paulus in unserem Text

redet. Er hat dabei nicht so einen glatten Glas-Spiegel vor Augen. Den gab's als Gebrauchsgegenstand damals noch nicht. Der kam tatsächlich erst vor 200 Jahren in die Häuser der meisten Menschen. Wenn Paulus vom Spiegel redet, dann hat er die Spiegelbilder im glänzenden oder sich kräuselnden Wasser, im flimmernden Licht der Wüste oder auf einem Metallteller vor Augen. In solchen Spiegeln sehen wir alles in einer verschwimmenden, wenn nicht verzerrten Gestalt. Und nun klicken wir das Wort „Wissen“ einmal in unserem Internet-Spiegel an! Ergebnis: 12.300.000 Einträge. Klares und Rätselhaftes in bunter Mischung und dann doch wieder ineinander

in einen Horizont hinein verschwimmend, vor dem wir dann ziemlich bald kapitulieren und uns ausklinken.

Mit Erkenntnis-Fragmenten zu leben, liebe Gemeinde, haben wir uns alle also schon längst angewöhnt, auch wenn wir das verdrängen. Paulus macht uns in dieser Hinsicht nur nüchtern und realistisch. Er sitzt dabei auch ganz und gar nicht auf irgendeinem hohen Glaubensross, das er gesattelt hat, um mit ihm zur höheren Ehre Gottes sieghaft in die Lücken unseres Erkennens zu reiten.

Denn mit der Erkenntnis Gottes, die sein Beruf ist, geht es ihm doch genau so, wie aller menschlichen Erkenntnis auch sonst. Sie bleibt Fragment, das Gottes Geheimnis selbst niemals ausschöpfen kann. Was ist

denn schon das bisschen Rechtfertigungslehre im Römerbrief im Unterschied zu dem, was Gott selbst tut? Alle Theologie (die eines Apostels, eines Professors oder einfach eines Christenmenschen aus Kreuzberg) ist doch nur der Versuch, mit unserem Erkennen und Sprechen hinter dem unendlichen Reichtum hinterher zu kommen, der auf uns einstürzt, wenn wir glauben. „Wir sind Bettler, das ist wahr“, waren Martin Luthers letzte Worte, dessen ganzes Leben ja wahrlich ein einziges Mühen um die Christus- und Welterkenntnis gewesen ist.

Die Frage, ob wir uns dieses elende Mühen nicht einfach sparen können, taucht darum immer wieder auf, nicht bloß in der Christenheit. Sie ruft die Propheten auf den Plan, die Leute mit plötzlichen Eingebungen und Erleuchtungen, mit vollkommenem Blick in die Zukunft. Da werden die Fragmente dann im Namen irgendwelcher Seelen- oder Naturkräfte, Geistmächte oder auch im Namen der Allmutter Materie gestürmt. Religiöse, politische oder ökologische Prophetien begleiten heute mehr denn je unsere fragmentarische Welt. Die Medien wiederum sind voll davon.

Auch in Korinth waren sie auf

dem Plan, diesmal vom christlichen Glauben selbst inspiriert: Die Leute mit Geistesblitz, mit Zukunftsschau und Deutungen unseres Daseins aller Art. Paulus hat sie nicht verachtet. Zu unseren menschlichen Begabungen kann auch die Sensibilität für's unvorhersehbar Lösende und Ganze, ja Jenseitige gehören. Wohl denen, die solche Fähigkeiten besitzen. Die Meisten aber haben sie jedenfalls nicht. Für sie bleibt darum auch das Fragment, was die Propheten sprechen, ein besonders unverständbares Fragment sogar, weil es das Erkennen ausschaltet und nichts als ein blindes Zustimmen verlangt.

So viel aber hatte das Fragment seiner Gotteserkenntnis Paulus jedoch gelehrt: Gottes Kommen in diese Welt schaltet nichts aus, womit er

seine Geschöpfe begabt hat. Glaube an Christus ist kein Massakrieren unseres Erkennens, das uns als Menschen auszeichnet. Von Gott berührt, wird unser Wissensdurst vielmehr immer stärker werden und gedeihen. Die Propheten und emotionsgeladenen Wahrsager bleiben dahinter zurück, wenn sie darauf pfeifen. Wenn's auch nur Fragmente sind, liebe Gemeinde, die wir auf den Wegen des Erkennens gewinnen können, es sind im Glauben an Gott phantastische, faszinierende Fragmente.

Paulus bringt das in unserem Text vielleicht nicht so ganz heraus. Sein Thema ist hier, was die Bruchstücke oder das Stückwerk alles nicht sind. Sie sind in der Tat nicht das Vollkommene, das immer vor uns bleibt in Gottes ewigem Geheimnis. Es ist wichtig, dass er das sagt. Denn dort, wo Gott vergessen oder zu irgendeinem menschlichen Idol gemacht wird, besteht die verflixte Tendenz, die Fragmente zu absoluten Wahrheiten aufzublasen und sie uns wie die Arme einer Krake über Geist und Sinne zu legen.

Ich weiß, wovon ich rede, wenn ich an das törichte Klammern unserer Kirche von gestern an ein Weltbild von gestern denke, das sich in der antichristlichen Polemik bis heute wie

Blei an die frischen Füße des Glaubens hängen möchte. Ich weiß auch, wovon ich rede, wenn ich an die Zeiten des real existierenden Sozialismus denke, in denen kein Wort gedruckt werden durfte, ohne von der allein wahren Weltanschauung zensiert zu werden. Fragmente dürfen eben nicht sein, wenn erst einmal

der Absolutheitswahn von ein paar sterblichen Wesen am Rande des Universums lostickert.

Wo jedoch ein Glaube ist, der das Geheimnis unseres Daseins Gott anvertraut, da bekommt dieser Wahn eine Bremse. Aber es ist keine Notbremse, nicht so ein Ding, das uns, wenn wir sie ziehen, gegen die Wände schleudert. Es ist vielmehr die sanfte Bremse der Ewigkeit, die uns, solange wir leben, in die großen Möglichkeiten unseres Lebens in dieser Zeit einschleust. Wo sie zieht, da stellen sich die Fragmente unseres Wissens überhaupt nicht als etwas zu Verachtendes dar. Relativ sind sie wohl. Aber die Welt, die Gott uns anvertraut hat, ist doch so groß, dass sie hier dennoch zu seiner Festaufführung seiner Geschöpfe vor ihm werden können.

Die Erkenntnis des Universums und der Evolution des Lebens, die Medizin, die Genforschung und die Computer und meinetwegen auch die Handys, die U-Bahnen, Flugzeuge und Raketen und und – wie gut ist es, mit all diesen Möglichkeiten als Freigelassene

der Schöpfung auf dieser Erde zu wohnen. Wie sehr das alles Bremsen, starke Bremsen braucht, ist angesichts der Auswüchse und schlimmen Folgen, die das in den Händen von ewigkeitstumben Menschen hat, leider wohl klar. Die Fragmente ohne Zusammenhang mit dem ewigen Gott können sich entsetzlich gebärden.

Aber nicht wahr: Eigentlich reichen doch die Fragmente unseres Wissens von Gott und der Welt völlig aus, um uns, ja der Menschheit die Schritte auf ihrem Lebenswege zu beschwingen. Zugehend auf den ewigen Gott wird da kein Bruchstück zu einer Last aus Stein, die uns in die Erdlöcher drückt.

Vielmehr: Sinnend, mütig und gutig, so wie der alte, weise Lehrer da auf dem römischen Relief, werden wir wohl sein, wenn wir genügend Erfahrungen mit den Fragmenten unserer Erkenntnis gesammelt haben. Aber das Kind, das ihm gegenüber steht und das Jesus herzt und segnet, gehört auch dazu. Es sieht so aus, als mache es schon einen Schritt hinaus über den Fragmentenerfahrenen Alten. Es hat diesen Schritt bestimmt sogar schon getan, weil es ein Kind ist – ein Mensch, der mehr Vertrauen in die offene Zukunft aufbringt als der, der eher nachdenklich in sich hinein blickt.

Mit Paulus und Jesus, liebe Gemeinde, können wir uns in beiden zusammen sehen. So jedenfalls stelle ich mir eine Christin und einen Christen, nein einen Menschen vor. Beides sind wir: Mann und Kind, Frau und Kind, sinnend erfahren in Fragmenten und ganz unbeschwert zuschreitend auf das Vollkommene, in dem wir erkennen werden, wie wir von Gott erkannt sind. Amen.



Römisches Relief, Lehrer und Schüler

Das Kreuz – Torheit oder Gotteskraft?

Eine Betrachtung zum Verhältnis von Glaube und Wissen

Jens Schröter / Führt das Wissen um die Zusammenhänge der Welt zum Glauben an Gott? Wären die Gebildeten dann die besseren Christen? Oder ist es nicht vielmehr so, dass Gott jenseits alles dessen zu finden ist, was wir mit Hilfe unserer Vernunft erforschen und begreifen können, ja göttliches Handeln sogar im Gegensatz zur menschlichen Vernunft stehen kann?

Die Frage nach dem Verhältnis von Glaube und Wissen – allgemeiner gesprochen: von Glaube und Vernunft – hat die christliche Theologie schon immer beschäftigt. Eine der größten Provokationen stammt dabei vom Apostel Paulus. Er schreibt im 1. Korintherbrief: „Das Wort vom Kreuz ist eine Torheit für die, die verloren gehen; uns aber, den Geretteten, ist es eine Kraft Gottes. Denn es steht geschrieben: Ich werde die Weisheit der Weisen vernichten und den Verstand der Verständigen verwerfen.“ Für Paulus steht die Weisheit dieser Welt demnach im schroffen Gegensatz zur wahren Weisheit, die bei Gott gilt. Was Menschen klug und verständig dünkt und bei ihnen Ansehen genießt, ist bei Gott gerade Dummheit. Paulus bezieht sich dafür sogar auf den Propheten Jesaja, von dem er ein entsprechendes Zitat über die Vernichtung der Weisheit dieser Welt durch Gott anführen kann. Es gilt aber auch das Umgekehrte: Das, was in dieser Welt als töricht, verachtet und unwert beurteilt wird, ist das von Gott Erwählte; das, was bei ihm als weise gilt.

Der Grund für diese Umwertung ist für Paulus das „Wort vom Kreuz“. Damit ist gemeint: Indem sich Gott gerade zu dem bekannt hat, der von

den Menschen auf überaus brutale und entehrende Weise – nämlich durch die Kreuzigung – zu Tode gebracht wurde, hat er gezeigt, dass bei ihm andere Maßstäbe gelten als sie sonst in der Welt üblich sind. Diese Einsicht hat für Paulus weitreichende Folgen. Sie bedeutet, dass auch die Gemeinde Jesu Christi nach dem Maßstab leben soll, den Gott in der Auferweckung des Gekreuzigten angelegt hat. Das „Wort vom Kreuz“ besagt demnach für Paulus genau dies: Diejenigen, die in der Welt nichts gelten, haben in der christlichen Gemeinde den gleichen Anspruch auf einen Ort wie die Vornehmen und Mächtigen. Orientierung am Wort vom Kreuz bedeutet auch: Nicht Erkenntnis oder sozialer Status bestimmen den Umgang miteinander, sondern Liebe und Rücksichtnahme auf die Schwachen.

Heißt das, dass Christen sich um den Erwerb von Bildung und die Erkenntnis dieser Welt nicht zu kümmern brauchen? Sind also gar die Ungebildeten die besseren Christen?

Dass sich Christen zu einem Gekreuzigten bekennen, ihn sogar anbeten, hat ihnen von früher Zeit an

Spott und Unverständnis eingetragen. So verteidigt etwa der Theologe Justin im 2. Jahrhundert den christlichen Glauben gegen den Vorwurf der „Verrücktheit“, „dass wir die zweite Stelle nach dem unwandelbaren und ewigen Gott, dem Weltschöpfer, einem gekreuzigten Menschen zuweisen.“ Der heidnische Autor Lukian von Samosata macht sich in seiner ebenfalls im 2. Jahrhundert verfassten Satire „Der Tod des Peregrinos“ über die Christen lustig, die „jenen gekreuzigten Sophisten anbeteten“, und der frühchristliche Theologe

Origenes muss in der ersten Hälfte des 3. Jahrhunderts den christlichen Glauben vor dem heidnischen Philosophen Cel-

sus gegen den Vorwurf verteidigen, es sei absurd, einen derart schmachvoll Hingerichteten als Sohn Gottes zu verehren. So verwundert es nicht, dass die älteste Abbildung des gekreuzigten Christus eine heidnische Karikatur ist, die einen gekreuzigten Esel darstellt.

Ganz im Gegensatz zu diesen frühchristlichen Äußerungen scheint es zu stehen, wenn Joseph Ratzinger, der gegenwärtige Papst Benedikt XVI., gerade die grundlegende Übereinstimmung von biblischem Gottesglauben und menschlicher Vernunft betont. In seiner „Regensburger Rede“ vom 12. September 2006, die vor allem durch das umstrittene Zitat der Äußerung eines spätmittelalterlichen Kaisers zum Verhältnis des Islam zur Gewalt bekannt geworden ist, geht es im Kern um et-

was ganz anderes, nämlich um das Verhältnis von Glaube und Vernunft. Der Papst beschreibt dieses Verhältnis so, dass Gott mit Vernunft – er verwendet den griechischen Begriff „Logos“ – an der Welt handle, die folglich in ihren Strukturen von der Vernunft Gottes geprägt sei. Gott selbst sei darum seinerseits mit Hilfe der menschlichen Vernunft erkennbar. Die Verbindung von biblischem Gottesglauben und griechischer Philosophie ist deshalb dem Papst zufolge ein „weltgeschichtlich entscheidender Vorgang, der uns auch heute in Pflicht nimmt.“ Und er beklagt, dass dieser Zusammenhang durch Reformation und Moderne aufgelöst worden sei.

Wie lassen sich die beiden Sichtweisen zum Verhältnis von Glaube und Vernunft zueinander ins Verhältnis setzen? Beachten wir zunächst: Die Sicht des Paulus auf das Wort vom Kreuz ist keine Absage daran, dass Menschen sich Wissen aneignen und darum bemühen sollen, die Strukturen der Welt zu erfassen. Das betrifft auch den Glauben selbst: Wir müssen die Texte verstehen, auf denen unser Glaube gründet, und das heißt: sie aus ihren historischen Entstehungsbedingungen heraus interpretieren und uns heute aneignen. Paulus stellt das Wissen allerdings unter ein zweifaches kritisches Vorzeichen: Er warnt davor, menschliche Erkenntnisfähigkeit ungebrochen auf die Ebene Gottes zu übertragen und eine unmittelbare Entsprechung zwischen beidem herzustellen. Gott kann der Welt auf ganz andere Weise begegnen, als wir es erwarten und uns mit Hilfe unseres Verstandes

zurechtgelegt haben. Die Auferweckung des Gekreuzigten ist für Paulus der schlagende Beweis dafür. Der zweite Vorbehalt ist ethischer Natur: Höher als die Erkenntnis stehen Liebe und Rücksichtnahme, der Verzicht auf eigene Stärken um des anderen oder der anderen willen. Menschliches Zusammenleben wird so in den Horizont der Liebe Gottes zur Welt gerückt.

Der Papst leitet dagegen aus einer historisch zufälligen Konstellation – dem Zusammentreffen von christlichem Glauben und griechischer Philosophie – eine grundlegende Aussage über das Verhältnis von Gott und Welt ab. Das ist darum problematisch, weil so das immer wieder neu

Im Anschluss an Paulus lässt sich formulieren, dass menschlicher Erkenntnisfähigkeit in Bezug auf Gott Grenzen gesetzt sind. Gott selbst ist kein Gegenstand menschlichen Erkennens. Glaube und Wissen treten deshalb nicht in Konkurrenz zueinander, gehen aber auch nicht einfach ineinander auf. Es handelt sich vielmehr um zwei Formen, sich in der Welt zu orientieren. Dabei können wir der Art und Weise, wie Gott sich zu erkennen gibt, nur nachdenken, ihn aber niemals begreifen. Glaube reicht tiefer, er umfasst das Erkennen und gibt ihm seinen Grund, kann es aber auch in Abgründe stürzen oder vor bislang nicht gekannte Herausforderungen stellen. Der Glaube fügt

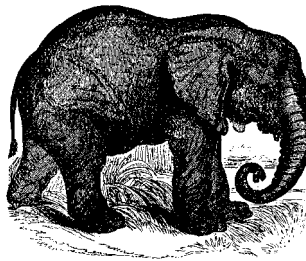
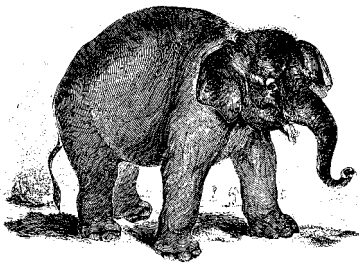
sich den Strukturen dieser Welt demnach nicht einfach nahtlos ein. Wenn Gott mit der Auferweckung des Gekreuzigten menschliche Klugheit und Erkenntnisfähigkeit unter ein kritisches Vorzeichen gestellt hat, ist damit zugleich die grundlegende Differenz von Gott und Welt, göttlichem und menschlichem Bereich, festgehalten. Das spricht in keiner Weise dagegen, dass wir uns als Christen nach Kräften darum bemühen, uns Wissen über diese Welt, ihre Natur, Geschichte und Kultur, anzueignen. Gott selbst aber ist kein dem menschlichen Denken zugänglicher „Gegenstand“. Dieser Grenze sollten wir uns bei unserem Bemühen um das Verstehen der Welt und ihrer Zusammenhänge immer bewusst bleiben.



„Spottkruzifix“ vom Palatin in Rom, 3. Jh.

zu gewinnende Verständnis dessen, was christlicher Glaube bedeutet, an eine spezielle spätantike bzw. mittelalterliche, jedenfalls aber vormoderne, Verhältnisbestimmung von Glaube und Vernunft gebunden wird.

Wer glaubt, weiß mehr – oder so beweisen wir, dass es Gott gibt



Christoph Schuppan / In der Halle des Hauptbahnhofes sitzt ein Mann und klatscht alle 20 Sekunden in die Hände. Als er nach dem Grund für sein merkwürdiges Tun gefragt wird, antwortet er: „Ich klatsche in die Hände, um die Elefanten zu vertreiben.“ „Aber hier in der Bahnhofshalle sind doch gar keine Elefanten!“ „Na, sehen Sie!“ Einen besseren Gottesbeweis als diese Geschichte kenne ich nicht: So wie die Elefanten da sind, obwohl sie gerade zum Glück den Hauptbahnhof nicht betreten, ist Gott da, aber er ist möglicherweise gerade nicht zu sehen. Zumindest hat die Geschichte den Charme, jemanden aufs Glatteis zu führen und gleichzeitig in die Abgründe und auf die Gipfel der Metaphysik zu locken.

WAS ?

Natürlich gibt es Menschen, die jenseits der Physik nichts finden, obwohl es doch jenseits der Physik die ins Griechische transportierte Metaphysik (= hinter der Physik) zu geben scheint, weil es immer etwas dahinter gibt oder weil es uns Menschen angeboren ist, etwas dahinter zu vermuten. Aber versuchen wir einmal, nach einem Dahinter zu fragen. Wieso ist überhaupt etwas da, und nicht vielmehr nichts? Alles, was da ist, hat eine Ursache: Ich bin da, weil meine Mutter mich geboren hat, meine

Mutter hat mich geboren, weil mein Vater mit ihr geschlafen hat, meine Mutter und mein Vater sind da, weil deren Eltern ... und so weiter. Ich schreibe diesen Artikel, weil mich jemand gefragt hat, ob ich für den paternoster einen Artikel schreiben kann, der wiederum gibt mit anderen den paternoster heraus ... und so weiter. Der griechische Philosoph Aristoteles (gestorben 322 v.Chr.) hielt diese Gedankenfolge für so folgerichtig und logisch, dass er daraus schlussfolgerte, dass alles, was da ist, solange eine Ursache hat, bis der Weg zurück zu einer ersten Ursache führt, die selbst keine Ursache mehr hat. Diese erste Ursache lässt sich nur noch mit Gott als erster Ursache identifizieren. Aber dagegen spricht, dass die Kausalkette in dieser Argumentation willkürlich unterbrochen wird durch einen Anfang.

IST ?

Und nun versuchen wir einen neuen Anlauf, der uns tiefer hinein ins Nachdenken bringt: Alles, was ist, hat eine Ursache – aber was heißt in diesem Nachdenken „ist“? Oder philosophisch gefragt: Was bedeutet „Sein“? Alles, was ist, hat zumindest zwei Gruppen von Kennzeichen, zum einen die unbedingt dazu gehörenden und zum andern die zufälligen Kennzeichen. Ein Mensch ist

nicht deswegen ein Mensch, weil er lange Haare hat, sondern weil er zu den Säugetieren dieser Gruppe „homo sapiens“ gehört, lange Haare hat er aus Vererbung oder zufällig, weil er sie nicht abgeschnitten hat oder weil sie eben nicht kurz sind. Notwendigerweise sind Menschen Säugetiere, aber nicht alles mit langen Haaren ist ein Mensch. Zur Vollkommenheit des Seins gehört unbe-



Blaise Pascal

dingt aber das Vorhandensein. Da Gott nun das vollkommene Sein darstellt, muss er notwendigerweise existieren, so argumentieren Anselm von Canterbury (gestorben 1109) und Descartes (gestorben 1650). Dagegen spricht aber, dass es zwischen 30 Talern in der Phantasie und 30 Talern im Beutel nur den Unterschied des Daseins gibt, dass also die Existenz in den Gedanken kein Beweis in realer Existenz ist – so zerstört Immanuel

Kant (gestorben 1804) diese Beweiskette.

WER ?

Also noch einmal von vorn: Wir fragen nicht mehr, was ist hinter der Physik? Und auch nicht, was ist? Sondern, wer ist der, der fragt? Was ist der Mensch, was macht diesen Frager aus? Eine Schlussfolgerung ist, dass das Universum so beschaffen ist, dass es diese Frage und den Frager zulässt, also dass es Eigenschaften hat, die auf den Zweck der Betrachtung ausgerichtet sind. Deshalb folgt daraus, dass die Zweckmäßigkeit auf eine höhere Vollkommenheit ausgerichtet ist, die mit Begriffen wie „Schönheit“ oder „Sinn“ beschrieben werden können. Diese höhere Vollkommenheit, die Schönheit der Welt, der Sinn des Universums, neuenglisch „intelligent design“, das ist sein Ziel und nicht aus ihm selbst erklärbar. Deshalb wird dies zutreffend mit Gott dem Schöpfer identifiziert, der das Ziel seiner Schöpfung eingegeben hat.

Ebenso im Islam wie auch im amerikanischen Kreationismus gibt es vergleichbare Beweisketten. Die Schönheit des Universums, die Zweckmäßigkeit der Welt zeigt es auf, dass Gott selbst dieses Prinzip seiner Schöpfung eingepflanzt hat. Dagegen lässt sich anführen, dass hier nur bewiesen wird, was schon vorausgesetzt wurde. Aber die Unruhe bleibt, wie denn der beschaffen ist, der so nach Ursache und Sein, nach Zweck und Schönheit fragt. Und Kant hat dieser Frage noch die Frage an die Seite gestellt, wie der, der so fragt, handelt. Während Kant in strenger Anwendung vernünftigen Denkens alle bisherigen Beweise zerstört, gibt er uns als Antwort auf die Frage nach Gottes Dasein, dass es ganz einfach sei, denn all unser Tun und Lassen, unser gemeinsames Leben und seine Grundsätze setzen jemanden voraus, der uns darin voraus ist: Was gut und böse ist, ist nur in Gott selbst gegründet oder nicht vorhanden. Lohn und Strafe, Freiheit und Unsterblichkeit haben keinen Anhalt ohne dass es Gott gäbe.



Kant, Zeichnung 1801
von Hagermann

MORAL

Das moralische Gesetz in mir führt mich notwendigerweise zu der Feststellung, dass es dem Menschen vorgegeben ist, also von Gott stammt. Ich habe ein Wissen von Gut und Böse, das vor jeder Erziehung in mir ist, und wenn ich handle, ist mir immer bewusst, ob es dem moralischen Gesetz in mir entspricht oder nicht.

WETTEN, DASS...

Glauben Sie daran, dass Immanuel Kant recht hat? Weiß jeder Mensch, was gut und böse ist? Warum handeln die einen gut, die andern böse? Warum zieht das Böse eine so breite Spur im menschlichen Leben? Warum hat das Böse so schreckliche Folgen, die weit über seinen Beginn hinausreichen? Und warum fragen wir immer wieder neu nach dem Sinn unseres Daseins? Versuchen Sie es doch mal mit dem Urvater aller modernen Mathematik, dem Erfinder des computers, dem Entdecker der Unendlichkeit, dem Genie Blaise Pascal (1662 gestorben):

„Indessen es ist gewiß, daß Gott ist oder daß er nicht ist, es giebt kein Drittes. Aber nach welcher Seite werden wir uns neigen? ... wir spielen hier ein Spiel in dieser unendlichen Entfernung von einander, wo Kopf oder Wappen fallen wird. Was wollt

ihr wetten? Nach der Vernunft könnt ihr weder das eine noch das andre behaupten; nach der Vernunft könnt ihr keins von beiden leugnen... es muß gewettet werden, das ist nicht freiwillig, ihr seid einmal im Spiel und nicht wetten, daß Gott ist, heißt wetten, daß er nicht ist. Was wollt ihr also wählen? Laßt uns erwägen: was euch am Wenigsten werth ist. Ihr habt zwei Dinge zu verlieren, die Wahrheit und das Glück und zwei Dinge zu gewinnen, eure Vernunft und euren Willen, eure Erkenntniß und eure Seligkeit, und zwei Dinge hat eure Natur zu fliehen, den Irrthum und das Elend. Wette denn, daß er ist, ohne dich lange zu besinnen, deine Vernunft wird nicht mehr verletzt, wenn du das eine als wenn du das andre wählst, weil nun doch durchaus gewählt werden muß. Hiemit ist ein Punkt erledigt. Aber eure Seligkeit? Wir wollen Gewinn und Verlust abwägen, setze du aufs Glauben, wenn du gewinnst, gewinnst du alles, wenn du verlierst, verlierst du nichts. Glaube also, wenn du kannst.“ Die Pascalsche Wette meint, dass es kein Verlust ist, wenn einer, der an Gott glaubt, unrecht hat, denn er verliert nichts. Wenn einer aber an Gott glaubt und recht hat, gewinnt er unendlich. Diese Wette führt uns zurück zum Hauptbahnhof, zu dem Mann und den Elefanten. Und wir lassen uns von allen anregen, die versucht haben, Gottes Dasein zu beweisen, mit ihm zu rechnen in unserem täglichen Leben und doch so zu handeln, als müssten wir selbst die Welt retten.

Petrus oder Kachelmann

oder wer macht das Wetter?

Matthias Eckardt / Schon immer hat die Menschen das Wetter, sein Zustand sowie seine Entwicklung interessiert. Bereits die Menschen in der Urzeit waren in besonderem Maße vom Wetter abhängig. Sie lernten, Wolken, Winde und Sterne zu beobachten, um daraus Schlüsse für die Entwicklung des Wetters zu ziehen. Als Sprichwörter wurden sie dann von Generation zu Generation weitergegeben.

Einige Wettererscheinungen blieben rätselhaft und wurden im Bereich der Mystik und Religion angesiedelt. Im alten Ägypten hatte die Wetterkunde religiösen Charakter. Man sah die atmosphärischen Phänomene unter Kontrolle der Götter. In Babylon wurde bereits versucht, die Astronomie mit den Wettererscheinungen zu koppeln, daraus ließen sich dann gute und schlechte Omen ableiten.

Regelmäßige Wetterbeobachtungen kennen wir erst ab dem Zeitalter der Alten Griechen. Vor allem Naturphilosophen versuchten sich an der Erklärung der Beobachtungen. Etwa 300 Jahre v.Chr. war es Aristoteles, der ein vierbändiges Werk über die Meteorologie schrieb und damit den Namen als erster einführte. Zugrunde liegt das griechische Wort *meteoron*, das alle in der Dunstosphäre auftretenden Erscheinungen beschreibt. Nach dem fundamentalen Werk von Aristoteles

geschah viele Jahrhunderte lang wenig in der Meteorologie. Im Mittelalter waren es vor allem Mönche, die an seine Werke anknüpfend neu zu forschen begannen.

Im 17. Jahrhundert wurden kurz nacheinander Thermometer, Barometer und Hygrometer erfunden und die Messungen der Temperatur, des Luftdrucks und der Luftfeuchtigkeit wurden mit den atmosphärischen Vorgängen in Verbindung gebracht. Der Italiener Torricelli, der das Barometer erfand, schrieb: „Wir leben untergetaucht am Boden eines Ozeans von elementarer Luft, von der wir nach unwiderlegbaren Messungen wissen, dass sie ein Gewicht hat.“

Die Meteorologie wird auch als Physik der Atmosphäre bezeichnet und den exakten Naturwissenschaften zugerechnet. Man fragt sich angesichts einer falscher Wettervorhersagen allerdings, ob das seine Berechtigung hat. Der Grad der Exaktheit nimmt bei den Naturwissenschaften in dem Maße ab, in dem Naturereignisse einen größeren Anteil haben. In der Physik benutzt man Labore für die Forschung, in denen sich störende Umwelteinflüsse ausschalten lassen. Ganz anders in der Meteorologie: Die Wissenschaft vom Wetter befasst sich mit einer nach oben hin nicht begrenzten Atmosphäre. Es gibt sehr viele Wechselwirkungen der Vorgänge

in der Atmosphäre mit den Ozeanen und den Landoberflächen und auch mit den chemischen Stoffen, die durch den Einfluss des Menschen in die Atmosphäre gelangen, z.B. Kohlendioxid.

Die Fortschritte auf dem Gebiet der Technik haben es in den letzten 100 Jahren, möglich gemacht, die Beobachtungen zu verbessern und die physikalisch-mathematischen Theorien der atmosphärischen Vorgänge mit Computern besser zu verstehen und vorherzusagen. Man benutzt für die Simulation dieser Vorgänge Modelle, die aber nicht ein komplettes Abbild der Natur sein können, weil die Abläufe „nichtlinear“ sind, also chaotisches Verhalten aufweisen. Somit ist eine hundertprozentige Vorhersage von Wetter und Klima nicht möglich.

Da die Wettervorhersage für kurze Zeiträume schon recht gute Ergebnisse liefert, stellt heute die Entwicklung des irdischen Klimas die größte Herausforderung an die Wissenschaft und obwohl schon von der Klimakatastrophe geredet wird, handelt es sich mehr um eine Änderung hin zu extremen Wetterereignissen, an der der Mensch einen gehörigen Anteil hat. Die Auswirkungen auf die verschiedenen Regionen der Erde sind sehr unterschiedlich, und schon jetzt streiten die Wissenschaftler über den Charakter dieser Änderungen.

Agnes Gaertner / In unserer Bibel steht der Satz: Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde. Im Koran gibt es auch eine Schöpfungsgeschichte, klären mich die türkischen Jungs aus der zweiten Klasse auf. In diesem Jahr geht es in der Kinder-wollen-wissen-Woche um Experimente, die uns helfen sollen, die Welt zu verstehen. Viele Stände hatten wir aufgebaut, an denen die verschiedensten naturwissenschaftlichen Phänomene vorgeführt und erklärt wurden. So konnten die Kinder ein Luftkissenauto durch kräftiges Pusten zum Fahren bringen, es gab die Möglichkeit spiegelverkehrt zu zeichnen. In einer Ecke konnte man sich einen Trank der Erkenntnis mischen und gleich daneben war ein Mikroskop aufgebaut, an dem man wie ein Wissenschaftler arbeiten konnte. Heiße Luft ließ einen riesigen Ballon bis unter die Decke des Kirchenschiffs schweben. Gerade hier in der Kirche wollen wir immer alles ganz genau wissen, denn Glauben und Wissen gehören für uns untrennbar zusammen.



Kinder-wollen-wissen-Woche Juni 2009 in der Emmauskirche



Mehr als 300 Kinder von der Heinrich-Zille-Schule und der Niederlausitz Schule haben unsere Kinder-wollen-wissen-Woche besucht. Wir haben uns von den Fragen der Kinder inspirieren lassen. Es konnte schon mal vorkommen, dass wir auf eine Kinderfrage eingestehen mussten: „Ich weiß es selbst nicht so genau,“ die Antwort: „Dafür bist du noch zu klein,“ war verboten. Naturwissenschaften stehen wieder hoch im Kurs, und das ist eine richtig gute Nachricht.



Istanbul, du Schöne

Hagia Sophia

Jörg Machel / Vor einer wunderschönen Christusdarstellung finde ich einen Platz für mein Gebet. Ich bin in Istanbul, in der Hagia Sophia. Vor 1500 Jahren wurde sie als die Hauptkirche des Byzantinischen Reiches erbaut, später diente sie als Moschee, heute ist sie ein Museum. Aus dem Augenwinkel sehe ich, wie sich ein Muslim nach Mekka wendet, um ebenfalls zu beten. Er scheint mich auch bemerkt zu haben, denn als wir uns später beim Rundgang treffen, lächeln wir uns zu. Die Hagia Sophia in ihrer gegenwärtigen Gestalt ist Ausdruck des Respekts vor einer großen, langen und widersprüchlichen Geschichte. Sie war zurzeit ihrer Entstehung ein Symbol für die Symbiose von Staat und Religion. Am 27. Dezember 537 weihte Kaiser Justinian den Rohbau der Hagia Sophia.

Genau an dieser Stelle, so sagt es eine islamische Legende, wollte auch schon der biblische König Salomo ein Gotteshaus errichten. Und so zieht sich eine Linie vom Judentum über das Christentum bis zur letzten religiösen Bestimmung der Hagia Sophia als Moschee.

Das ist kulturgeschichtlich nichts Außergewöhnliches. Fast immer stehen religiöse Bauten auf den Fundamenten älterer Kultstätten. Interessant ist allerdings, wie mit der jeweiligen besiegten Kultur umgegangen wird. Wird die alte Kultstätte geplün-

dert und zerstört oder verändert und erhalten? Was die Hagia Sophia betrifft, so ist beides passiert.

Als Konstantinopel, das heutige Istanbul, am 29. Mai 1453 von den osmanischen Truppen unter Sultan Mehmed II. besetzt wurde, haben die Eroberer auch die Hagia Sophia geplündert und ihren Altar entweiht.

Eine weitere Legende erzählt, dass die christliche Kirche Hagia Sophia schon am Tag nach der Eroberung in eine Moschee umgewandelt worden sei. Vielleicht was das sogar ihr Glück, denn so blieb dieser Prachtbau der Antike durch schnelle Umnutzung vor weiterer Zerstörung bewahrt.

Die Inneneinrichtung allerdings ging größtenteils verloren. Das Kuppelkreuz wurde zum Bau einer Treppe benutzt, das Baptisterium hat sich Mehmed II. als Grabstätte ausgewählt. Die wunderschönen Fresken und Mosaiken wurden zum Teil zerstört, zum Teil übertüncht. Doch der Gesamtbau blieb erhalten und hat nichts von seiner Ausdruckskraft eingebüßt.

Am 24. November 1934 hat der Ministerrat der Republik Türkei auf Anregung Kemal Atatürks beschlossen, die Hagia Sophia in ein Museum umzuwandeln, nachdem sie über ein halbes Jahrtausend als Moschee genutzt worden war. Diese Entscheidung hat mich sehr berührt, ist sie

doch ein Zeichen religiöser Toleranz und kultureller Wertschätzung. Mit großem Aufwand und viel Sensibilität legte man die noch erhaltenen Mosaiken christlich-byzantinischer Kunst frei. Ebenso achtsam ging man mit den späteren islamischen Einbauten um. Wer heute die Hagia Sophia besucht, sieht die Reste eines Andachtsbildes aus dem 14. Jahrhundert, das Jesus mit Maria und Johannes dem Täufer zeigt. Vieles ist zerstört, die Gesichter blieben jedoch erhalten. Von der Empore hat man einen guten Blick auf die großen Holzschilde mit den Namen Allahs, des Propheten Mohammeds und der ersten vier „rechtgeleiteten“ Kalifen.

Vielleicht könnte dieser sensible Umgang mit der wechselvollen Geschichte einer Kultstätte ja sogar eine Anregung für so umstrittene Orte wie die Babri-Moschee in Ayodhya oder die Heiligen Stätten in Jerusalem sein. Wo verschiedene Religionen mit mehr oder weniger guten Gründen ein Heimatrecht beanspruchen.

Sicher ist es sinnvoll, den status quo grundsätzlich erst einmal zu respektieren. Aber es wäre doch immerhin denkbar, dass die Anhänger der unterschiedlichen Religionen ihre konkurrierenden Ansprüche nicht absolut setzen, sondern einander mit Wertschätzung begegnen. Denn selbst wenn die Hagia Sophia heute ein Museum ist – dass ein Christ und ein Moslem in ihr beten zeigt, dass die Kämpfe der Vergangenheit in gegenseitiger Achtung überwunden werden können.

Basar

◆ Der Basar von Istanbul ist riesig. Hightech und Ramsch, Gold und Plastik, Spitzengastronomie und Dönerkebab – alles findet sich auf engstem Raum, ganz dicht nebeneinander. Mitten im Marktgewühl entdecke ich eine schmale Treppe, die zu einer Moschee führt. Unten herrscht wilde Geschäftigkeit, hier oben ist es ruhig. Ich blicke auf das Treiben in den Gassen herunter und spüre, dass ich in einer anderen Welt angekommen bin. Ich genieße die Stille und obwohl es doch eine Moschee ist, kommt ein Gefühl von Vertrautheit auf. So ähnlich mag es Muslimen gehen, die im „Raum der Stille“ in meiner Heimatkirche in Berlin-Kreuzberg eine Kerze anzünden und ein Gebet in das Andachtsbuch schreiben. Nach einer halben Stunde kehre ich zurück in den Basar.

Viele Händler hier können deutsch und sprechen die Touristen freundlich an. Sie haben in Hamburg gearbeitet oder in München, mit Kreuzberg verbindet jeder irgendetwas, wie sich im Gespräch herausstellt, einer hat sogar Verwandte ganz in meiner Nähe. Beflissen erteilen sie Ratschläge, was ich kaufen und vor welchen Angeboten ich mich besser in Acht nehmen soll. In diesen unsicheren Zeiten empfiehlt man mir, Gold zu kaufen. Gold ist krisensicher und gerade auf dem Basar in Istanbul spottbillig. Es berechnet sich immer nach dem Grammpreis, das Kunsthandwerk bekommt man quasi geschenkt. Und tatsächlich, die Juweliergeschäfte sind gut gefüllt. Einheimische und Touristen fachsimpeln mit den Händlern. Es funkelt und glitzert auf den Tischen. Man probiert an und befühlt die Ware. Käufern und Händlern bereitet es sichtbaren Genuss, das Gold in den Händen zu halten, abzuwiegen und zu streicheln. Ja, ganz eindeutig, Gold ist mehr als sein rein materieller Wert. Gold steht für Sicherheit und Verlässlichkeit. Gold umgibt ein Mythos, der die Menschen in seinen Bann zieht.

Doch gerade in der Türkei habe ich erlebt, dass die Menschen auf etwas ganz anderes setzen als auf die Nachhaltigkeit des Goldes. Gegen alle äußere Faszination spüren die meisten, dass gerade Gold von seinem Wesen her unzuverlässig ist. Es suggeriert Beständigkeit und verführt die Menschen, dass sie sich ihm anvertrauen, sich ihm ausliefern und gar nicht selten in einen Strudel aus Gier, Geiz und Neid hineingeraten und dabei die Grundlagen ihres Leben zerstören.

Worauf die Menschen in der Türkei vor allem bauen, das ist die Familie, sind die sozialen Kontakte. Darauf verlässt man sich. Für sie setzt man die Ersparnisse, bei Bedarf auch sein Gold ein. Und damit folgt man im Grunde einer Empfehlung, die auch die Bibel schon ausspricht. Sie erzählt folgende Spitzbubengeschichte und empfiehlt sie zur Nachahmung (Lukas 16,1-8): Ein Verwalter steht aus eigener Schuld kurz vor dem Rauswurf. Er entschließt sich, den Schuldnern seines Chefs kräftige Rabatte einzuräumen und sich so bei ihnen beliebt zu machen. Denn ganz realistisch schätzt er ein, dass er auf dem Arbeitsmarkt keine Chancen mehr haben wird und dass er gerade in Zukunft auf die Menschen angewiesen ist, die er kennt. Er investiert also nicht in Gold und Geld, das man ihm leicht abnehmen könnte. Er investiert vielmehr in menschliche Kontakte.

Gerade der Basar in Istanbul ist wohl schon immer beides gewesen von seinem Entstehen bis auf den heutigen Tag: Handelsplatz und Kontaktbörse. Hier geht es nie nur um Geld, es geht immer auch um das Miteinander, das spürt selbst der flüchtige Besucher und das macht diesen Ort so sympathisch.

Ein wenig von dieser Mischung aus Geschäft und Privatheit findet man auch auf dem großen türkischen Markt bei mir um die Ecke in Berlin-Kreuzberg. Und das macht ihn so liebenswert, dass Leute selbst aus entlegenen Gegenden zu uns nach Kreuzberg kommen, um zu bummeln, zu plaudern und einzukaufen.



Basar in Istanbul

Bosporus

◆ Asien und Europa sind sich näher gekommen, seit im Jahr 1973 eine erste Brücke den Bosporus überspannt. Das liegt natürlich nicht nur an der Brücke, es liegt vor allem daran, dass die Menschen in den letzten vierzig Jahren ständig mobiler geworden sind. Inzwischen haben mehr als eine Milliarde Menschen diese Brücke passiert.

Der Wunsch, den Bosporus als Fußgänger zu überschreiten, scheidet allerdings. Die Brücke ist ausschließlich für den Autoverkehr zugelassen. Aber wenn man diese kurze Reise von Europa nach Asien genießen will, dann hat man immer noch die Möglichkeit, sich am Ufer des Bosporus nach einem kleinen Boot umzuschauen, und dann kann man sich für ein paar Euro in einer guten Viertelstunde vom Okzident in den Orient bringen lassen.

Dass das wirklich immer noch zwei Welten sind, das hat mir ein Deutschtürke deutlich gemacht, den ich auf einer Vernissage im Künstlerviertel von Istanbul kennen lernte. Auf die Frage, woher in Deutschland ich stamme, antwortete ich: aus Klein-Istanbul – aus Berlin-Kreuzberg. Er widersprach vehement. Nein,

wenn du aus Kreuzberg kommst, dann kommst du nicht aus Kleinstanbul, dann kommst du aus Kleinstanbulien, das ist eine ganz andere Welt.

Und je länger ich mich in Istanbul aufhielt, umso besser verstand ich, was der junge Mann meinte. Ich hatte tatsächlich den Eindruck, dass auf den großen Straßen im Zentrum Istanbuls deutlich weniger Kopftücher zu sehen waren als bei mir im Kreuzberger Wrangelkiez. Der europäische Teil von Istanbul ist eine westliche Metropole, die mir viel vertrauter erschien, als ich vorher vermutet hatte. Natürlich gibt es in Istanbul auch Stadtteile, die sehr orientalisches wirken und meinen Vorstellungen von einer Stadt jenseits von Europa eher entsprechen haben.

Bei meiner Reise ist mir sehr bewusst geworden, dass wir eigentlich immer in Grenzregionen leben und es nur von der Situation abhängt, wie wir uns gegenüber anderen Menschen positionieren und ob wir uns fremd oder geborgen fühlen. Im Grunde war das schon in meinem Heimatdorf so. Da gab es die Kinder, die direkt im Dorf wohnten und die, die aus der Bergsiedlung kamen. Es verlief eine unsichtbare Grenze zwischen diesen Bereichen und ihren Bewohnern, die sich nur dann auflöste, wenn man sich zum Sportfest mit dem Nachbardorf traf. Dann waren wir wirklich eine Gemeinschaft.

Auch in meinem Gemeindebezirk

in Berlin-Kreuzberg lässt sich dieses Phänomen erkennen. Dieser Stadtteil ist vor gut einhundert Jahren entstanden und die Bevölkerung kam aus allen möglichen Regionen Deutschlands. Aus Schlesien, aus Pommern, aus Sachsen und Brandenburg und es mischten sich Dialekte und Lebensweisen und blieben doch immer auch ein wenig landsmannschaftlich verschieden.

Wirklich zusammengedrückt sind diese unterschiedlichen Gruppen eigentlich erst, als in den siebziger Jahren eine große Gruppe von Ausländern nach Kreuzberg kam. Da spielte die regionale Herkunft dann keine Rolle mehr. Das Gemeinsame überwog gegenüber dem Fremden.

Als 1989 die Mauer gefallen war, gab es für kurze Zeit unter den Jugendlichen ein ausgeprägtes Kiezbewusstsein. „Wir aus SO 36“ stand auf ihren T-Shirts und verband plötzlich die Kinder aller möglichen Nationalitäten. Der Kiez mit dem Postzustellbezirk Süd-Ost 36 zählte in diesen Tagen des Umbruchs mehr als die Herkunft.

Ich denke, das alles sollte uns Mut machen, die Sehnsucht der Menschen, sich bestimmten Gruppen zuzuordnen und daraus Identität zu schöpfen, nicht allzu ängstlich zu betrachten. Wichtig ist, dass sich solche Zuordnungen nicht zementieren, sondern immer wieder neu ordnen. Ich bin Kreuzberger und Christ, Kinogänger und Schachspieler, Europäer und Weltbürger. Wenn ich ganz genau hinschaue, finde ich mit fast jedem Menschen eine Schnittmenge, die uns zusammenrücken lässt, und das tut manchmal richtig gut.



Topkapi Palast

◆ Bei meinem ersten Besuch erschien mir Holland wie eine große Studenten-WG. An den meisten Fenstern gab es keine Gardinen. Mit einem kurzen Seitenblick konnte man die ganze Wohnung inspizieren. Doch ich musste lernen, die Botschaft: „Schaut doch in unsere Fenster!“ – gründete weniger in lockeren Umgangsformen, als vielmehr in calvinistischer Strenge. „Schaut ruhig her, wir lassen uns von euch kontrollieren, wir haben schließlich nichts zu verbergen.“ – Das war der Subtext der gardinenfreien Fensterfronten!

Mein Besuch im Topkapi Palast im Herzen von Istanbul war ein Kontrastprogramm zur öffentlichen Präsentation des Privaten in den Niederlanden. An diesem türkischen Wohn- und Regierungssitz der Herrscher des Osmanischen Reiches wurde in der Vergangenheit sehr klar zwischen öffentlichen und privaten Bereichen unterschieden. Es gab eine Hierarchie der Areale. Fremde ohne besonderes Mandat kamen nur in einen ersten äußeren Bereich des Palastes. Hochgestellte Personen durften schon etwas weiter vordringen. Doch nur Menschen, denen sehr hohe Wertschätzung zukam, wurden in den privateren Teil eingeladen. Den wirklich familiären Bereich aber, den sogenannten Harem, bekam kein Fremder zu Gesicht. War es noch möglich, aus den kunstvoll gefertigten Fenstern heraus zu sehen aus dieser abgeschlos-



Blick aus einem Haremsfenster

senen Welt, so war es unmöglich hineinzuschauen.

Beiden Konzepten, dem der calvinistischen Holländer und dem der islamischen Sultane, liegt ein sehr bewusster Umgang mit dem Öffentlichen und dem Privaten zu Grunde. Wie möchte man gesehen werden, was muss man von sich offenbaren und was darf man vor der Welt draußen verbergen? Wer hat das Hoheitsrecht an der eigenen Darstellung? Alles letztlich sehr moderne Fragen, die weit über den Bereich des Häuslichen hinausweisen.

Gerade in den letzten Jahren haben diese Fragen eine früher nicht zu erahnende Brisanz bekommen. Die Nachmittagsformate in den privaten Fernsehkanälen sind voll von Menschen, die sich ohne jeden Selbstschutz in die Öffentlichkeit begeben.

Das Internet ist zu einer Plattform der Selbstdarstellung geworden, deren Nachwirkungen von vielen Nutzern überhaupt nicht erwogen werden. Immer häufiger erzählen Konfirmandinnen und Konfirmanden von ihren Erfahrungen mit Mobbing und

mit Bloßstellungen im Internet. Lehrer finden mitgeschnittene Schulergebnisse auf youtube wieder und wundern sich über die scheinbar unanfechtbare Wahrheit der Bilder, die doch in der Verkürzung der Ereignisse eine große Täuschung sind.

Kürzlich sagte eine Konfirmandin, dass sie sich am liebsten manchmal auch ein Kopftuch überstreifen würde, um sich unkenntlich zu machen. Es gehe ihr einfach auf die Nerven, wenn ständig jemand mit seiner Handykamera in Aktion sei, wenn sie weiß, dass sie ihren ganzen Schulweg unter Beobachtung ist: auf dem Bahnhof, im Bus, auf Plätzen und an Gebäuden, überall laufen Videobänder mit. Ein wirkliches Privatleben gibt es heute eigentlich gar nicht mehr. Um da auszusteigen, müsste man sich aus der Gesellschaft verabschieden, wirft ein Junge ein, man dürfte keine Kreditkarte benutzen, kein Handy einschalten, müsste sich aus dem Internet abmelden.

Vielleicht aber ginge es ja auch so, dass man sich, ähnlich wie im Topkapi Palast, Räume mit abgestuftem öffentlichem Zutritt schafft: Orte, an denen man sich zeigt und auch damit rechnet, dass man gesehen wird. Aber eben auch Räume, in die man sich zurückzieht und die keinen etwas angehen.

Dass man es im Grunde so hält wie die Sultane: Die äußere Zone ist für jeden einsehbar, der nächste Bereich aber nur für die guten Bekannten und im ganz privaten Raum hat niemand etwas zu suchen als die allerengsten Freundinnen und Freunde.

Ev. Friedhof Feriköy

◆ Dafür, dass Türken in Berlin nach muslimischem Ritus bestattet werden können, hat bereits der Preussische König Friedrich Wilhelm III. im Jahre 1798 gesorgt. Die unter seinem Kommando dienenden Soldaten sollten nach ihrer Fassung selig werden können. Seit 1863 existiert ein eigener türkischer Friedhof am Columbiadamm. Direkt neben dem ehemaligen Flughafen Tempelhof gelegen, gehört er mit seiner schönen Moschee auf das Besuchsprogramm vieler Berlinitouristen.

Um einiges größer ist der Evangeli-

diplomatischen Verbindungen und Handelsbeziehungen. Viele von denen, die in fremder Erde bestattet wurden, mögen in dem Land sogar schon neue Wurzeln geschlagen haben.

Menschen, die längere Zeit im Ausland leben dürfen oder auch leben müssen, stellen fest, dass sich Wahrnehmungen und Bedürfnisse verändern. Meidet man als Globetrotter und Rucksackreisender die eigenen Landsleute, um möglichst schnell und authentisch in fremde Kulturen einzutauchen, so sucht man sie als Langzeitreisender geradezu. Dann ist es ein Genuss, Landsleute auf eine Brotzeit einzuladen und den Tisch so ganz anders zu decken, als es im

gelernt, als mir das vorher nötig schien.

In Kreuzberg habe ich festgestellt, dass auch viele Türken erst in Deutschland ihre islamische Religion für sich neu entdeckt haben. Sie gehen häufiger in die Moschee als in der alten Heimat. Mit anderen Landsleuten suchen sie die Nähe zu vertrauten Traditionen.

Davon lebt übrigens auch die deutschsprachige Gemeinde in Istanbul. Dort treffen sich Menschen, die der Arbeit wegen auf Zeit in der Türkei leben, als Fachkräfte, als Diplomaten, Lehrer, Studenten oder die dorthin geheiratet haben und für immer dort wohnen. Sie suchen den Austausch und vergewissern sich ihrer



Christliche Gräber

sche Friedhof in Istanbul Feriköy und auch für den lohnt es, einen Besuchstopp einzuplanen. Am 18. Februar vor 150 Jahren wurde dieser Friedhof eingeweiht und dient bis heute evangelischen Christen als Begräbnisstätte. Die Gräberfelder sind verschiedenen evangelischen Ländern zugewiesen. Die Deutschen, die Holländer, die Schweizer, die Armenier haben jeweils ein eigenes Areal. Auch heute noch werden die Grabstellen auf diesem Friedhof über die Generalkonsulate vergeben.

So kann man auf beiden Friedhöfen, auf dem Türkischen Friedhof in Berlin und auf dem Deutschen Friedhof in Istanbul, der gemeinsamen Geschichte unserer Völker nachsinnen. Da gibt es eine gemeinsame Militärgeschichte, eine lange Tradition von

Gastland üblich ist. Es tut gut, mit Leidensgenossen über den Abstieg von Cottbus aus der 1. Bundesliga zu debattieren und Strategien für den Wiederaufstieg zu entwickeln.

Ja, das ist eine seltsame Erfahrung, die ich im Ausland gemacht habe, man nimmt sich anders wahr in der Fremde. Ich selbst habe meine protestantischen Wurzeln in Indien neu entdeckt. In Auseinandersetzung mit Hindus, Muslimen und Buddhisten ist mir deutlich geworden, was ich an meiner eigenen Religion habe. In Gesprächen mit Buddhisten über das Karma habe ich begriffen, was mir an der Rechtfertigungslehre wichtig ist, in der Diskussion mit Muslimen über den einen Gott habe ich präziser über die Trinität – von Gott als Vater, Sohn und Heiligem Geist – sprechen

Herkunft. Anders als vor 150 Jahren steht bei Menschen, die in der Fremde sterben, heute die Entscheidung an, ob sie überführt werden sollen oder nicht. Gerade Leute, die einen Großteil ihres Lebens in einem anderen Land verbracht haben, ist es irgendwann zur Heimat geworden, ohne dass sie ihre Wurzeln vergessen hätten. Für diese Menschen gibt es die Friedhöfe in Istanbul Feriköy und am Columbiadamm in Berlin: Ein Flecken eigene Geschichte in der neuen Heimat.

Für die Touristen sind beide Friedhöfe ein offenes Museum, auf denen man in wunderschöner Umgebung die Kulturgeschichte, Baugeschichte und Frömmigkeitsgeschichte zweier seit Jahrhunderten eng verbundener Länder studieren kann.

Vom Kreationismus zum Gotteswahn

Ist Gott ein Lückenbüßer?



Gott, Erschaffer der Welt

Christopher Zarnow /
 Schon immer haben Menschen versucht, der harmonischen Anordnung der Natur, dem Lauf der Gezeiten oder den Ereignissen der Geschichte Hinweise für das Dasein Gottes zu entnehmen. Die gegenwärtige Bewegung des ‚Kreationismus‘ hat ihre geistesgeschichtlichen Wurzeln in den Gottesbeweisen des Mittelalters. Bereits hier lassen sich zwei Ansätze unterscheiden: Die eine Form von Gottesbeweisen geht aus von der Welt der Erfahrung und fragt von hierher zurück nach einer ersten Ursache oder einer ersten Notwendigkeit, die mit der göttlichen Schöpfermacht gleichgesetzt wird (klassisch bei Thomas von Aquin). Die andere Form von Gottesbeweis setzt an beim abstrakten Begriff Gottes. Der Mönch und spätere Erzbischof von Canterbury, Anselm, hat ihm seine klassische Gestalt gegeben: Wenn wir Gott denken, denken wir etwas, über das hinaus nichts Größeres gedacht werden kann. Nun ist etwas, das existiert, zweifellos größer als etwas, das nicht existiert. Gott wird nur da als Gott gedacht, wo er als existierend gedacht wird. Anselms Argument ist von Meisterdenkern

wie Descartes und Leibniz verteidigt und an die Debattenzusammenhänge ihrer Zeit angepasst worden.

Die Geschichte der Gottesbeweise ist so alt wie ihre Kritik. Eines der wichtigsten Gegenargumente geht auf den Königsberger Philosophen Immanuel Kant zurück. Denn selbst, so Kant, wenn wir Gott nur dann richtig denken, wenn wir ihn als existierend denken – handelt es sich dabei doch nur um einen Gedanken. Ein ‚Beweis‘ einer von unserem Denken unabhängigen Existenz Gottes ist damit gerade nicht erbracht.

Wie ist das Projekt der Gottesbeweise vor diesem Hintergrund zu bewerten? Ich denke, hier sind zwei Ebenen zu unterscheiden. Das nachvollziehbare Anliegen von Gottesbeweisen besteht darin, das, was dem Glauben selbstverständlich ist, in all-

gemein verständliche Aussagen zu überführen. Allein die Darstellungsform dieser dem Glauben eigentümlichen Gewissheit in Form von Beweisen ist dem religiösen Grundanliegen unangemessen und äußerlich.

Es ist ratsam, sich dieses bereits erbrachte gedankliche Niveau

der philosophisch-theologischen Debatte um die Gottesbeweise vor Augen zu führen, um die gegenwärtigen Spielarten des Kreationismus und intelligent design mit dem nötigen Abstand einschätzen zu können. Ausgangspunkt des Kreationismus ist ein mehr oder weniger wörtliches Verständnis des ersten biblischen Schöpfungsberichts. Dieser wird als eine mögliche „Hypothese“ zur Erklärung der Weltentstehung der „Hypothese“ der Evolutionstheorie gegenüber gestellt und als überlegen erklärt. Der Begriff der Hypothese soll Schöpfungsbericht und Evolutionstheorie überhaupt erst auf eine gemeinsame Ebene heben: In beiden Fällen handelt es sich nach dem Ansatz des Kreationismus um prinzipiell gleichwertige Theorien der Weltentstehung.

Bereits von diesem Ansatz her ergeben sich schwerwiegende Anfragen an das Projekt des Kreationismus. Denn mitnichten ist der erste Schöpfungsbericht, der vom Sechs-Tage-Werk handelt, eine nach heutiger Sicht wissenschaftliche Theorie der Weltentstehung. Vielmehr handelt es sich um einen Mythos, der grundlegende Lebenserfahrungen des Menschseins in eine Erzählung einbindet, die ihren Fluchtpunkt im Sabbatgebot des siebten Schöpfungstages hat. Mythen leisten Sinndeutung, sind aber keine Theorien oder „Hypothesen“, die wissenschaftlich überprüft werden könnten. Spitzfindige Gegenwartsdenker versuchen nun den Spieß umzudrehen und erklären umgekehrt die wissenschaftlichen Theorien unserer heutigen Zeit zu Mythen der Moderne. Diese Um-



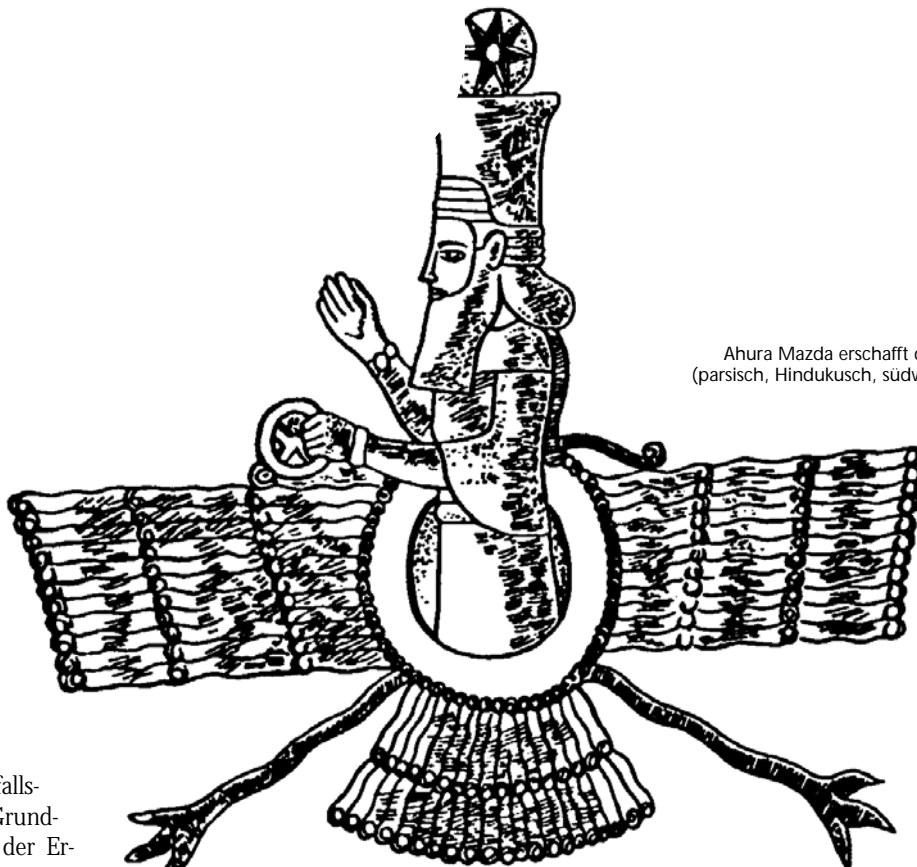
altorientalisches Weltbild



Marduk kämpft gegen ein Ungeheuer
Enûma elisch (babylonische Schöpfungsgeschichte, Mesopotamien, westl. Asien)

kehrung der Sicht ist reizvoll, aber nur insoweit ertragreich, als sie ihrerseits den Unterschied von Mythos und wissenschaftlicher Hypothese nicht gänzlich unkenntlich macht. In der praktischen Durchführung ihres Programms suchen die Kreationisten nach Lücken im naturwissenschaftlichen Entstehungsmodell der

Erde. Immer da, wo eine wissenschaftliche Hypothese eine dunkle Stelle hat, setzen die Kreationisten die Variable ‚Gott‘ hinein. Dieses Vorgehen ist schon deshalb fragwürdig, weil sich diese Lücken im fortschreitenden Prozess der wissenschaftlichen Hypothesenbildung verschieben. Entsprechend hüpfert der Gott der Kreationisten wie in einem Schweizer Käse von einem Loch zum nächsten. Die Edel-Variante des Kreationismus nennt sich intelligent design. Der amtierende Papst sowie Kardinal Schönborn haben zeitweilig mit diesem Konzept geliebäugelt. Da ID aber v.a. eine Sache protestantischer Fundamentalisten Nordamerikas ist, hat die katholische Kirche schon aus konfessionspolitischen Gründen diese Kurzzeitaffäre beendet. Das Kernargument von ID basiert



Ahura Mazda erschafft die Welt
(parsisch, Hindukusch, südwestl. Asien)

auf der Unwahrscheinlichkeit von Zufallsprozessen. Grundsätzlich ist bei der Erklärung komplexer Zusammenhänge die einfachste mögliche Ursache anderen möglichen Ursachen vorzuziehen. Nun sei es sehr unwahrscheinlich, dass komplexe Dinge wie biologische Systeme oder auch das menschliche Gehirn durch Zufall entstanden sein sollen. Die plausibelste Hypothese bestünde darin, eine Intelligenz bzw. einen intelligenter Designer anzunehmen, der dann in einem zweiten Schritt mit dem jüdisch-christlichen Schöpfergott identifiziert wird. Man kann hierin unschwer eine Erneuerung des kosmologischen Arguments Thomas von Aquins erkennen, woher sich auch die Affinität der katholischen Kirche zum Ansatz des ID erklärt. Doch gerade in seinen niveauvollsten Spielarten versteht sich das genannte Argument selbst falsch: Es ist in der Tat eine Besonderheit

des Geistwesens Mensch, sich als abkünftig von anderem Geist her auszu-legen. Aber diese Selbstausslegung des Geistes am und im anderen seiner selbst folgt doch gerade nicht der Logik naturwissenschaftlicher Kausalverhältnisse. Gerade in seinen niveauvollsten Spielarten depotenziert intelligent design den Geist zu einem Stück Natur.

Auf ähnlichem Niveau wie der Kreationismus ist im Übrigen auch der Atheismus eines Richard Dawkins angelegt, der mit seinem Buch „Der Gotteswahn“ die Bestseller-Listen stürmte. Behaupten die Kreationisten die Notwendigkeit der Hypothese Gott zur Erklärung der Welt, so argumentiert Dawkins für ihre Nichtnotwendigkeit. Der Kurzschluss liegt

hier wie dort darin, dass Religion und Naturwissenschaft überhaupt erstmal auf eine gemeinsame Ebene gebracht werden müssen, um in ihrem Erklärungsanspruch gegeneinander ausgespielt werden zu können. Doch bei diesem Spiel gibt es letztlich nur Verlierer. Das Projekt der Moderne steht und fällt vielmehr damit, dass verschiedene Reflexionskulturen in ihrer Eigengültigkeit nebeneinander bestehen. Das bildungspolitische Ziel muss von hierher in der Förderung des Verständnisses gerade der Unterschiede jener Reflexionskulturen gesehen werden. Erst eingedenk jener Unterschiede kommt der bunte Metaphertransfer in den Blick, der die verschiedenen Wissensbereiche unserer Lebenswelt an ihren Rändern miteinander vernetzt.

Experimente mit Dreiecken

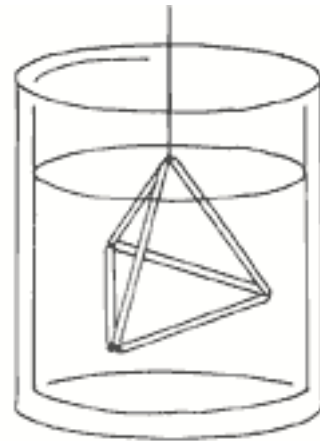
Du kannst eine Pyramide in Seifenlauge versenken.
Natürlich im Dienste der Wissenschaft!

Du brauchst:

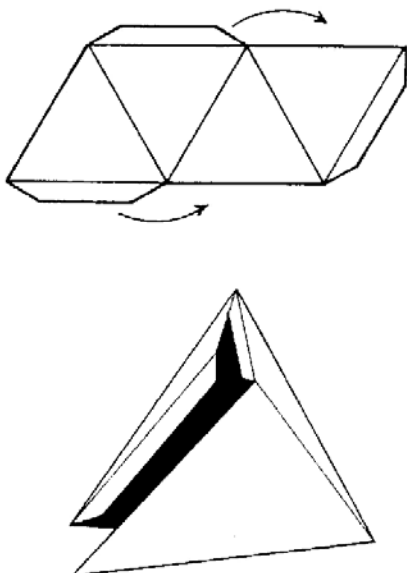
drei Trinkhalme,
eine Schere,
Nadel und Faden und
Seifenlauge

Die drei Strohhalm zerschneidest du zu sechs Hälften. Drei Strohhalmstücke musst du zusammenfädeln und den Faden so zusammenknoten, dass sich ein Dreieck ergibt. Dann bildest du an einer Dreiecksseite mit zwei zusätzlich aufgefädelten Strohhalmstücken noch ein Dreieck. Die Spitzen der beiden Dreiecke verbindest du mit deinem letzten Strohhalmstück. Dabei erhältst du automatisch eine Form, die aus vier dreieckigen Seiten besteht und fast so aussieht wie eine ägyptische Pyramide. In der Mathematik nennt man so eine Pyramide aus lauter gleichen Dreiecken einen Tetraeder.

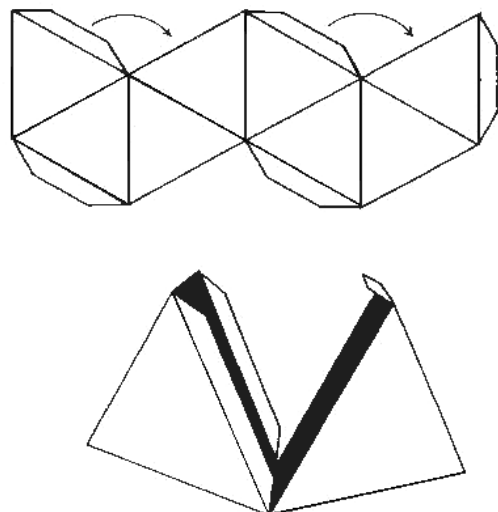
Diesen Tetraeder tauchst du in eine Seifenblasenmischung, ziehst ihn langsam wieder heraus, und – Überraschung! Du wirst staunen, wo sich die Flächen aus Seife gebildet haben – jedenfalls sieht das Ergebnis bestimmt anders aus, als Du vorher gedacht hast.



Tetraeder



Oktaeder



„Körperwelten“ – und sonst nichts?

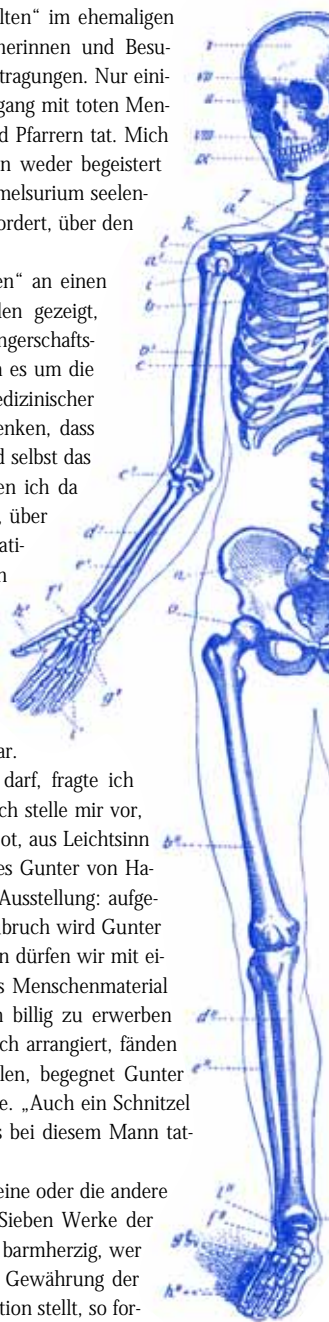
Jörg Machel / Gunter von Hagens' Ausstellung „Körperwelten“ im ehemaligen Postbahnhof in Berlin-Friedrichshain begeistert die Besucherinnen und Besucher. Das Gästebuch ist voll von geradezu euphorischen Eintragungen. Nur einige wenige protestieren darin gegen diesen respektlosen Umgang mit toten Menschen, so wie es kürzlich eine Gruppe von Pfarrerinnen und Pfarrern tat. Mich hat diese Ausstellung mit all den präparierten Leichenteilen weder begeistert noch empört. Dieses überwiegend zusammenhanglose Sammelsurium seelenloser Exponate hat mich vor allem befremdet und herausgefordert, über den zügellosen Spieltrieb des Präparators nachzudenken.

Über weite Strecken erinnert die Ausstellung „Körperwelten“ an einen Biologielehrraum. Die Phasen einer Schwangerschaft werden gezeigt, und ich bleibe lange vor einem Embryo in der 22. Schwangerschaftswoche stehen. Ich erinnere mich an ein Gespräch, bei dem es um die Entscheidung der Eltern gegen eine Spätabtreibung trotz medizinischer Indikation ging. Das berührt mich. Und ich muss daran denken, dass dieses Plastinat eben nicht aus Plastik ist, wie der Name und selbst das Aussehen vermuten läßt. Nein, es ist ein toter Mensch, den ich da betrachte, und ich beginne über dieses Kind nachzudenken, über sein Schicksal und das seiner Mutter. Neben den auf Information zielenden Plastinaten gibt es Ausstellungsstücke, die ich einfach nur misslungen finde. Ob eher abstoßend oder kitschig will ich gar nicht entscheiden. Hüpfende Sportler, ein sich auflösender Weihnachtsmann mit Rentierschlitzen und als Höhepunkt, abgetrennt in einem Sonderraum und mit dem ausdrücklichen Hinweis auf das Fotografierverbot, präsentiert „Körperwelten“ ein kopulierendes Paar.

Gibt es Grenzen für das, was zur Schau gestellt werden darf, fragte ich mich, und wer legt die fest, wer hat ein Mitspracherecht? Ich stelle mir vor, dass ein naher Verwandter, ein geliebter Mensch sich aus Not, aus Leichtsinne oder auch um zu provozieren an das Eventunternehmen des Gunter von Hagens verkauft hat, und nun treffe ich ihn wieder in dieser Ausstellung: aufgeschnitten, zerlegt und skurril modelliert. Mit welchem Tabubruch wird Gunter von Hagens wohl in seine nächste Ausstellung locken? Wann dürfen wir mit einer Präsentation des vollständigen Kamasutra rechnen? Das Menschenmaterial dürfte in Indien gerade in wirtschaftlich schlechten Zeiten billig zu erwerben sein. Schöne exotische Körper durch Künstlerhand appetitlich arrangiert, fänden sicher ihr Publikum. Dem Vorwurf, Verstorbene auszustellen, begegnet Gunter von Hagens mit dem Hinweis, es handele sich um Plastinate. „Auch ein Schnitzel auf dem Teller ist kein totes Tier.“ Die Antwort zeigt, dass bei diesem Mann tatsächlich noch mit einigem zu rechnen ist.

Mancher mag beim Gang durch die „Körperwelten“ an die eine oder die andere der „Sieben Todsünden“ erinnert sein, mir kommen die „Sieben Werke der Barmherzigkeit“ in den Sinn. Unter Christen gilt danach als barmherzig, wer seine Toten bestattet. Wenn eine lautstarke Spaßkultur die Gewährung der Totenruhe nun als ein Relikt vergangener Zeiten zur Disposition stellt, so fordert das meinen Einspruch heraus.

Vorabdruck: Berliner Morgenpost, Welt am Sonntag vom 26.6.2009



paternoster

Die Zeitschrift der Evangelischen Emmaus-Ölberg-Gemeinde
11. Jahrgang Nr. 2

Herausgeber im Sinne des Presserechts ist der Gemeindegemeinderat der Emmaus-Ölberg-Gemeinde

Redaktion:
Agnes Gaertner, Jörg Machel,
Dörte Rothenburg, Ingo Schulz

Redaktionsanschrift:
Lausitzer Platz 8a, 10997 Berlin

Satz und Layout:
Kristin Huckauf,
Jörg Machel, Ingo Schulz

Bildnachweis Titel:
Die Atmosphäre. Holzschnitt. Abgebildet in: Camille Flammarion: L'atmosphère météorologie populaire. Paris 1888. (dt.: Himmelskunde für das Volk.)

Druck: Trigger®
(Umweltmanagement gemäß EG-Öko-Audit-Verordnung) gedruckt auf Recymago

Adressen und Rufnummern der Emmaus-Ölberg-Gemeinde:

Emmaus-Kirche
Lausitzer Platz 8a, 10997 Berlin
Tel.: 030/ 61 69 31-0, Fax -21
gemeinde@emmaus.de

Öffnungszeiten der Küsterei:
Mo, Do, Fr 9-13 Uhr,
Di 13-17 Uhr, Mi geschlossen

Ölberg-Kirche
Lausitzer Straße 28/Ecke Paul-Lincke-Ufer, 10999 Berlin

Emmaus-Ölberg-Kita
Lausitzer Straße 29-30,
10999 Berlin, Tel.: 61 69 32-17

Emmaus-Kirchhof
Hermannstr. 133, 12051 Berlin,
Tel.: 626 24 35 (Di-Do 9-12 Uhr)

Pfarrer Jörg Machel
Lausitzer Straße 30, 10999 Berlin,
Tel.: 61 69 32-15
joerg.machel@emmaus.de

Internet:
<http://www.emmaus.de>

Spendenkonto
Berliner Bank AG
(BLZ 100 200 00),
Konto 47 03 240 501
Verwendungszweck:
KVA Berlin Stadtmitte/
Emmaus/paternoster

Die 1€ Ausgabe des paternoster (11. Jahrgang Nr. 2, 2007) war ein Erfolg. Die hohe Auflage ist unter die Leute gebracht und manch ein Euro hat bei dieser Gelegenheit den Besitzer gewechselt. Deshalb soll auch für die folgenden Ausgaben gelten: Der paternoster liegt kostenlos in der Gemeinde aus. Arme Leute dürfen ihn gern mitnehmen und gegen eine Spende von 1€ weiterreichen. Wir danken im Namen aller Bedürftigen!

Hinweis: Die namentlich gezeichneten Artikel entsprechen nicht in jedem Fall der Meinung der Redaktion.



Mitnahme kostenlos,
Weiterverkauf 1,- Euro

Aktuelle Termine sind nicht hier abgedruckt,
sondern im „Emmaus-Ölberg-Kalender“,
der monatlich erscheint.
Sie erhalten ihn in der Gemeinde
und über das Internet:
<http://www.emmaus.de>

